

Der Schriftsteller Joseph August Lux

Erhard Koppensteiner

**„Der modernste Mensch ist jener, der sich nicht an die Mode hält“
„Alle Dichtung ist Kultur der Seele“**

Um den einst sehr bekannten „literarischen Feuergeist“ Joseph August Lux ist es heute zumindest im Inland 55 Jahre nach seinem Tod ziemlich ruhig geworden. Sein umfangreiches schriftstellerisches Werk ist jedoch von einer bewundernswerten schöpferischen Vielseitigkeit geprägt. Interessant sind seine philosophischen, erzieherischen, volkskundlichen und vor allem kunstkritischen Essays. Wirtschafts-, sozial- und kulturkritische Tendenzen sind vielfach unübersehbar. Sie sind jedoch niemals nur kritikhaft allein stehend belassen, sondern immer mit einem konkreten Aufzeigen von Gegenbeispielen oder der Propagierung neuer oder zu korrigierender Entwicklungen versehen.

Joseph August Lux kam am 8. April 1871 als Sohn des August Hermann Lux und seiner Gattin Adelheid Amalie, geb. Becker, im 4. Wiener Gemeindebezirk zur Welt. Seine Vorfahren entstammten teils einer nach Wien eingewanderten, ursprünglich rheinländischen Familie. Nach Real- und Handelsschuljahren sowie einer beruflichen Tätigkeit als Comptoirist betrieb Lux auf autodidaktischem Weg längere neuphilologische und kunstwissenschaftliche Studien in Wien, München, Paris, London und Italien und kehrte am Beginn des 20. Jahrhunderts, wahrscheinlich im Jahr 1900, wieder in seine Geburtsstadt zurück.

Seinen schriftstellerischen Einstieg begann er dort 1901 – eigentlich untypisch für sein Schaffen des ersten Jahrzehnts – mit lyrischen Werken, wie der elitären Hommage „Wiener Sonette“. Lux lebte bis 1907 in Wien und zählte in dieser Zeit zu den maßgeblichsten literarischen Wegbereitern und Propagandisten des Art Nouveau in Wien sowie im gesamten deutschen Sprachraum. Nach einer Zeit des Vergessens wird er in den letzten Jahren in der einschlägigen Kunstliteratur des In- und Auslandes wieder häufig zitiert. Im Wien von damals galt es gemäß Torberg als „die“ künstlerisch-literarische Visitenkarte, in einem bestimmten Kaffeehaus „zu sitzen“. Folgerichtig schrieb Lux, über



Joseph August Lux, Foto: Bildarchiv, ÖNB Wien

diese Kaffeehausgespräche sich erinnernd, *war es im Künstlerkreis der Sezession [...] am schönsten*. Fünf Jahre begegnete er fast täglich den damaligen Größen der neuen Kunstbewegung wie Otto Wagner, Josef Hoffmann, Kolo Moser und anderen in gedanklichem Austausch.

Ähnlich dem heute wieder bekannteren Ludwig Hevesi propagierte Lux Programm und Werke der 1903 gegründeten „Wiener Werkstätte“ unter Kolo Moser und Josef Hoffmann in verschiedenen Kunstzeitschriften. Weitere hervorragende und zumeist reich illustrierte Artikel über viele andere Kunstthemen brachten zahlreiche andere Periodika. So „Das Interieur“, „Der Architekt“, „Deutsche Kunst und Dekoration“,

das Londoner „The Studio“ und andere. Einige Titel seien erwähnt: „Klinger's Beethoven und die moderne Kunst“, „L'art décoratif Prof. Josef Hoffmann – Vienne“, „Villen Kolonie Hohe Warte“, „Architekt Otto Prutscher, Wien“, „Secession XVII. Ausstellung“, „Innenkunst von Prof. Josef Hoffmann Wien“, „Kunstschau 1908“, „The Arbeiterheim“, „Josef M. Olbrich in Briefen“. In weiterer Folge erschienen mehrere Bücher über die neue Stilentwicklung in Deutschland und Österreich. Dabei eingeflochten ist die vehemente Gegnerschaft von Kitsch und Surrogaten und andererseits das Bemühen um eine Kulturerziehung im besten Sinn, weil den ganzen Menschen berührend und ohne Beschränkung auf nur gewisse soziale Schichten. Mit der überhaupt ersten Monographie würdigte Lux dann im Jahr 1914 das Gesamtwerk des genialen Wiener Architekten Otto Wagner.

Ab 1907 lebte Lux in Dresden, wo er in Ergänzung zum seinerzeit epochal bedeutenden, heute noch modern anmutenden und jüngst in den Medien wieder vorgestellten Gartenstadtprojekt in Hellerau (Dresden) eine Lehrlings-Kunstschule gründete, gewissermaßen als Basis des Bauhausgedankens. In der Tat begegnet uns Lux als Vorkämpfer und Mitbegründer des „Deutschen Werkbundes“ im Jahr 1907. Die geistigen und sozialen Wurzeln dieses Gedankens, ja der neuen Stilbewegung überhaupt, über die noch zu sprechen sein wird, konnte er in Dresden durch großzügige öffentliche städteplanerische Konzepte verwirklichen helfen, an denen er in Wort und Text Anteil hatte. In diesem Zusammenhang erschien 1908 sein Buch „Der Städtebau und die Grundpfeiler der heimischen Bauweise“.

In Sachsen entstanden dann auch die im ganzen deutschen Sprachraum verbreiteten Bücher: „Der Geschmack im Alltag“, „Die Stadtwohnung – Wie man sich praktisch, schön und preiswert einrichtet. Ein praktischer Ratgeber“ und ein seit 1909 in großer Auflage verbreitetes Reclam-Bändchen mit dem Titel: „Die Kunst im eigenen Heim – Ratgeber für die Ausstattung der Mietwohnung“. Diese und andere Werke zeugen vom großen Talent des heute noch lesenswerten Geschmacksbildners und Erziehers.

München war ab 1910 bis ca. 1919 für Lux ein weiterer Anziehungspunkt aufgrund des dort stattfindenden dynamischen Kunstgeschehens. Gerade aufgrund seines beinahe kämpferischen Eintretens für die zeitlos bildenden Werte der deutschen Kultur und Literatur und seines Verständnisses für das vorrevolutionäre Deutsche Reich, dem er bis in die ersten Kriegsjahre eine geistig führende Rolle in Europa zugestand, verfasste er 1915 aus Anschauung vor Ort das sich aktu-

ell mit Österreich beschäftigende Buch „Der österreichische Bruder“, um trotz des militärischen Bündnisses die politische und kulturelle Eigenständigkeit unseres damals multinationalen Landes herauszustellen. 1917 folgte ein ebenfalls um Verständnis bemühtes aktuelles Buch: „Ungarn – Eine mitteleuropäische Entdeckung“.

Aufgrund der rasanten politischen Entwicklung zog Lux, die drohenden nationalistischen Entwicklungen in Deutschland und Österreich als ein Fanal vorhersehend, 1919 vom radikalen Münchener Boden weg und wohnte zuerst in Bayerisch-Gmain. Gemeinsam mit dem Salzburger Musiker und späteren Professor am Mozarteum, Franz Ledwinka, und dem Maler Karl Rössing gab er in Gmain die expressionistische Zeitschrift „Kunst- und Kulturrat“ oder „Die weißen Hefte“ heraus. Mit nur zweijähriger Erscheinungsdauer war es ein kurzlebiges, jedoch antirevolutionäres und dem seelischen Wiederaufbau dienendes Forum. Bernhard Paumgartner würdigte es 1921 in einem Artikel über Salzburger Kulturbestrebungen.

Die Liebe zur schönen barocken Stadt Salzburg mit ihrer damals beinahe noch unzerstörten ländlich-grünen Umgebung hatte Lux bereits nach der Jahrhundertwende mehrfach literarisch ausgedrückt, mit dem Essay „Salzburg, du Feine“. Lux hatte gute Kenntnisse auf dem Gebiet neuer Festspielhaus- und Theaterbauten wie Hellerau-Dresden und Hamburg-Altona, so dass er neben Alfred Roller zu den ersten Ideenlieferanten eines in Salzburg geplanten Festspielhauses zu zählen ist. Dies ist heute nur wenig bekannt und in der Literatur vermerkt. Als Mitglied in diversen Gremien der „Salzburger Festspielhausgemeinde“ 1918 bis 1921 beschrieb er in der zweiten und dritten Nummer (1918) der eben neu erschienen „Mitteilungen“ dieser Vereinigung erstmals konkret den Gedanken der Errichtung eines neuen Festspielhauses, und zwar im kurz nach dem Krieg von einer Aufteilung bedrohten Parkareal von Hellbrunn. Von den dazu eingeladenen zwei Architekten Hans Poelzig und Josef Hoffmann konnte er letzteren persönlich sehr gut. Aus verschiedenen berechtigten Gründen – Hoffmann hatte schließlich keine Entwürfe geliefert – rückten die öffentlich Verantwortlichen und Lux trotz erfolgter Grundsteinlegung durch den österreichischen Bundespräsidenten von der Errichtung des monströsen Bauwerks Poelzigs in Art eines riesigen babylonischen Turmes ab. Lux war es wohl auch, der den ihm in Freundschaft verbundenen berühmten deutschen Architekten Peter Behrens zum Bau des Kollegs St. Benedikt nach Salzburg vermittelte.

Seit der Mitte der Zwanzigerjahre bewohnte Lux in Anif bei Salzburg ein Haus im Grünen, wo er schließlich für mehr als zwanzig Jahre – von der bitteren Kriegszeit abgesehen – diesen Ort zu seiner alleinigen Heimat machte. Das als „Dichterheim“ bezeichnete Tusculum war für Lux und seine kongeniale Gattin Irma, geb. Braun, mit der er 1904 erstmals die von Leopold Forstner secessionistisch illustrierten „Deutschen Kinderreime“ herausgebracht hatte, mehr als nur ein Zuhause für das schöngeistig-literarische Schaffen. Es wurde für einen großen Freundeskreis zu einem Musenhof der gelebten Alltagskultur.

In den Dreißigerjahren war Lux ein vehementer Rufer der politischen und kulturellen Selbstständigkeit Österreichs. Unvergessen bleibt sein publizistisch wirksamer Protest anlässlich einer Veranstaltung der Salzburger Hochschulwochen 1932, als der deutsche Botschafter Hugo Graf Lerchenfeld behauptete, es gäbe keinen österreichischen Menschen, dieser sei nur eine literarische Erfindung, worauf Lux in einer eilends einberufenen Gegenversammlung während eines einstündigen Vortrags entgegnete: *Hier spricht der österreichische Mensch!* Der offene Konflikt schien für die Zukunft vorprogrammiert, zumal sich Lux seit den Zwanzigerjahren bewusst zum Katholizismus bekannt hatte. Außerdem war er auch bei damaligen Schriftsteller-Interessenvertretungen aktiv. So zum Beispiel als Vizepräsident des „Salzburger Schriftsteller- und Journalistenverbandes“, als Obmann beim „Verein katholischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen“ und als Gründer und Präsident der „Kralik-Gesellschaft“ in Wien.

Die politische Alltagsrealität verschärfte sich. Das rechtzeitige Erkennen einer per Post geschickten Bombe konnte gerade noch eine Katastrophe verhindern. Fazit: Lux wurde nach dem politischen Umbruch noch im März 1938 mit dem so genannten „Ersten Prominententransport“ in das KZ Dachau eingeliefert und für einige Zeit festgehalten. Dort kam es zu einer schweren Erkrankung, die nicht entsprechend medizinisch behandelt werden durfte und den Keim seines zu frühen Todes in sich trug. Zuvor, am 30. April 1938, wurde Lux zugleich mit heimischen Schriftstellern von anerkanntem Weltruf wie Stefan Zweig, Arthur Schnitzler und Franz Werfel die fragwürdige „Ehre“ der mittelalterlich anmutenden öffentlichen Bücherverbrennung auf dem Salzburger Residenzplatz zuteil, wobei, wie Zeitungen berichteten, auch Buchhandlungen reichlich „spendeten“. Lux war während des Krieges mit Publikationsverbot belegt und lebte bis 1945 teilweise in München und in Anif.

Nach Österreichs Wiedererstehen kündigte sich mit dem Erscheinen neuer Bücher aus zurückgehaltenem Vorrat ab 1946 eine rege neue Schaffensperiode an. Besonders hervorzuheben ist sein „Land tragischen Glücks – Österreichische Kulturgeschichte als Erlebnis und Persönlichkeit“, eine glänzende Charakterisierung österreichischer Menschenart und Kultur. Kapitel wie „Psychologie des österreichischen Menschen“, „Gemütsphilosophie“, oder „Österreichische Lebenskunst“ beleuchten Themen, die gerade in der Zeit damaliger Zerstörungsnot hoffnungstärkend wirken konnten. Sie sind auch heute aktuell wegen des inhaltlichen Esprits und der Betonung des Guten im Menschen und weil sie nicht, wie so oft anderswo, mittels inhaltsleerer Klischees einer negativen Charakterisierung des Österreichischen Vorschub leisten.

Eine subtile Entschädigung für die vergangene geistige Entrechtung während der NS-Zeit stellt die vom „Freundeskreis für Geschichte, Kunst und Dichtung“ redigierte Festschrift zum 75. Geburtstag dar, die im Jahr 1946 unter dem Titel „Dichter und Dame“ in bescheidener Ausstattung und auf ganz schlechtem Nachkriegspapier gedruckt erschienen war. Neben spätimpressionistischen Skizzen, die Lux im Nachfolgestil etwa eines Peter Altenberg schuf, folgen Erinnerungen einiger Zeitgenossen, wie die von Hermann Aicher. Dieser wahre Altmeister des seinerzeit schon berühmten Salzburger Marionettentheaters führte übrigens 1947 anlässlich des Theaterjubiläums das Stück „Don Quichotte“ in einer Bearbeitung von Joseph August Lux auf. Eine leider ungenaue und mangelhafte Bibliographie, zumindest der Bücher, die vorerst dennoch wertvoll war, beschließt den Inhalt dieses Bandes. Allerdings sind überhaupt keine der wohl über 250 Kultur- und Kunst-Essays und sonstigen Zeitungs- und Zeitschriftenartikel verzeichnet. An selbstständigen Publikationen waren immerhin über 100 verschiedene Bände in teilweise zahlreichen Auflagen erschienen, hauptsächlich in deutschen und Wiener Verlagen.

Bei Lux lag ab 1945 viel Neubearbeitetes und Unveröffentlichtes zur Herausgabe bereit, als der immer noch geistig und körperlich Rege viel zu früh am 23. März 1947 in Salzburg verstarb. Die Stadtgemeinde Salzburg, welche seine kulturellen Leistungen vieler Jahrzehnte schätzte, widmete ihm und seiner 1956 verstorbenen Gattin Irma eine Ehrengruft am Salzburger Kommunalfriedhof, am linken Flügel der Alten Aussegnungshalle gelegen. 1948 erschien posthum seine geistesgeschichtlich aufbereitete „Österreichische Literaturgeschichte“, eine Neufassung der Erstausgabe von 1925. In dem von Johann Triebel verfassten biogra-

phischen Nachwort, der bislang letzten größeren und aussagekräftigen Würdigung, wird vor allem die Persönlichkeit dieses universellen Talentes vorgestellt und sein Schaffen speziell im Bereich der schöngeistigen Literatur, einschließlich der von ihm betriebenen künstlerischen Hebung des volkstümlichen Theaters und Puppenspiels in teilweise eigener Regie und auch Darbietung, hervorgehoben. *Mit Josef August Lux [...] schied der Letzte aus jener Schar österreichischer Schriftsteller und Dichter dahin, die wie Hugo Hofmannsthal, Hermann Bahr, Richard Kralik und Anton Wildgans höchste und universellste Bildung mit reichstem eigenen Schaffen harmonisch zu vereinigen wussten.* Bis in die Fünfziger Jahre erschienen schließlich einige Neuauflagen älterer populärer schöngeistig-literarischer Werke.

Bei der qualitativen Bewertung der vielfältigen Schriften zu den diversen Sparten der Kunst, speziell des modernen Kunstgewerbes und der Architektur (beispielsweise eine grundlegende Arbeit über den künftigen Hotelbau, 1909), zu Denkmalpflege, Stadtplanung, Fotografie und Film, häuslicher Kultur etc., fällt seine sprachgewaltige Courage auf. Aus heutiger Sicht der Dinge ist man überrascht, wie viele seiner Ideen und Darlegungen noch aktuell wirken, weil seine Aussagen – selbst beim ephemeren Thema – zeitlos gültige Grundlagen berühren. Diese Kriterien lassen Lux innerhalb seines Gesamtwerkes noch viel interessanter erscheinen als in seinen Romanwerken biographischer Art mit feinfühlig nachempfundenem österreichischen (speziell Wiener) Volkscharakter, die seinerzeit über Jahrzehnte hinweg große Auflagen erreichten, wie diejenigen über Schubert, Beethoven und Liszt. Erwähnen möchte ich allerdings an dieser Stelle auch den 1910 erstmals vorgestellten und danach umgearbeiteten, großteils autobiographischen Bildungsroman „Anselm Gabesam“, aber auch den 1937 erstmals erschienenen Roman „Goethe“.

So wie die vielen Zeitschriftenartikel gerade im Bereich der bildnerischen Kunst ein bibliographisches Desideratum darstellen, sind auch andere Schaffensbereiche dieses Vielbegabten unbewertet wie seine teils großformatigen Werke der Malerei. Ungewürdigt ist auch die Tätigkeit als Kunstreferent der Wiener Arbeiterzeitung 1905–1907, unwürdigt ist die reiche Vortragstätigkeit im In- und Ausland, desgleichen sind es die Reisebücher. Kaum registriert ist sein Beitrag zur Kunst des Theaters, speziell Drama, Komödie, Puppenspiel, Mysterienspiel etc. Seine Kammermelodramen „Schubertiade“ (gemeinsam mit Franz Ledwinka) und „Mozartiana“ erreichten eintausend Aufführungen schon in den Dreißigerjahren. „Das Fenster – ein Spiel

des Lebens“ hatte seine Uraufführung am damals neuen Stadttheater Hamburg-Altona 1920. Unbekannt sind ferner die späteren Filmdrehbücher aus den Dreißiger- und Vierzigerjahren. Etliche Buchmanuskripte harren der Sichtung, vor allem seine große Autobiographie „Vermächtnis – die Geschichte meines Lebens“ oder „Der lachende Philosoph, Sinngedichte“ und andere.

Von 1934 an und 1950 wieder gegründet, bestand bis 1970 die „Josef-August-Lux-Gesellschaft“ in Salzburg, die sich der Pflege seiner Werke widmete. Andere Intentionen verfolgte 1970 bis 1980 ein „Joseph-August-Lux-Literaturkreis“, der aus Mitteln der öffentlichen Hand durch Autorenwettbewerbe und Preise österreichische Nachwuchsschriftsteller förderte. Wie aber kommt es, dass ein Mensch wie Lux, der zu so viel Gültigem und Bleibendem Stellung bezog und dennoch lange ein wahrlich Suchender vor Mensch und Gott war, schließlich in den letzten Jahrzehnten vergessen werden konnte?

Joseph August Lux hätte meiner Meinung nach, auch den jetzt lebenden Generationen viel zu sagen, da er immer ein Anreger, Reformator und Gestalter war, sei es als Kunstkritiker, Kunst-, Kultur- und Literaturhistoriker, Publizist, Kultur- und Seelenphilosoph, Sozialethiker, Pädagoge und volkstümlicher Theatermann. Grundlage und im Ansatz prägende Jahre waren wohl seine frühen Studienzeiten, besonders sein Aufenthalt in England. Sein ganzes Leben war er der aus England kommenden Sozialethik von John Ruskin und William Morris verpflichtet. Mit dem bekannten und bedeutenden deutschen Kunstkritiker Alfred Lichtwark in geistigem Austausch stehend, kämpfte Lux stets um handwerkliche und künstlerische Echtheit und Wahrheit, nicht nur im Elitebereich, sondern für das autonom Bodenständige der einzelnen Völker, fern von jedem bedrohenden Nationalismus und sonstiger sozialer und kultureller Engstirnigkeit. Seine Grundsätze waren im Bereich einer überschaubaren Subsidiarität angesiedelt, über seine kulturphilosophischen Schriften und Sentenzen strebte er zu einer sozialen und künstlerischen Emporhebung der Alltagsrealität für weiteste Bevölkerungskreise. Zugleich geißelte er Kitsch und Surrogate, Vermassung, die „Wertlosigkeits-Hast“. Es ist gewiss kein falscher Vergleich, wenn wir Joseph August Lux als den „österreichischen John Ruskin“ bezeichnen.

Lux vermittelte stets Hoffnung über die Regenerationsfähigkeit des menschlich-geistig-materiellen Kreislaufes, weit über die zeitweiligen Fluten der Totalitarismen des 20. Jahrhunderts hinaus. Und wie lesen

sich seine vielfältig artikulierten Analysen und Anliegen gerade in unserer Jetztzeit mit ihren spürbaren Umbrüchen? Als Kulturphilosoph schrieb Lux zeitlos gültig über Charakter und Seele des sich fast ewig gleichenden Menschen. Würde er heute auch, wie etwa in der Zeit nach 1900, von einer Talmi-Parvenügeneration, diesem Krimskrams eines Geschlechts, das Spieldosen in der Brust hatte statt Herzen, sprechen, die vielleicht heute zusätzlich von einem technisch-zahlenmäßigen „Zweck-Egoismus“ geprägt schiene?

Lux sah in allen geistig-schöpferischen Regungen des Menschengeschlechts ein kulturelles Sein, allerdings mehr als nur jenes, das man sich veranstaltungsweise für einige Stunden „kauft“. Was Kultur bedeuten kann, ist – zeitlos gültig – auch heute noch jederzeit bei Lux nachzulesen:

Nicht so sehr die Eigentümlichkeit als vielmehr die innere Gediegenheit ist das wesentliche Kennzeichen der Kultur. (Der Wille zum Glück – Ein Seelenbrevier, Wien 1910).

Beispiele aus dem schöngeistig-kulturgeschichtlichen Werk von Joseph August Lux

*Des Dichters Lebensgeschichte sind seine Werke.*¹

*Ich grüße Jene, die Kraft und Mut besessen, ihr Selbst im Einklang mit dem modernen Leben zu behaupten und die Welt mit den seltenen Beispielen der schöpferischen Zuversicht zu beglücken.*²

*Lieber an einem Gegenstand zehn Tage arbeiten, als zehn Gegenstände an einem Tage herstellen, ist der bezeichnende Grundsatz der [Wiener] Werkstätte [...]*³

*Denn die Allgemeinheit hat kein Urteil, keine Autorität, keinen Willen. Sie hat nur stürmische, ungerechte Liebkosungen und ebensolche Gehässigkeiten. [...] Die Förderung der immer revolutionär wirkenden schöpferischen Kräfte ist die vornehmste Aufgabe des Fürsten, wie überhaupt der Persönlichkeit, wenn die Kultur fortschreiten soll.*⁴

Aus dem Kapitel „Das Altwiener Heim“⁵

Den Heutigen ist das sichtbare lebendige Verhältnis zu ihrer häuslichen Umgebung abhanden gekommen. Namentlich den modernen Städtern. Sie haben die Heimat und Heimatgefühl verloren, weil sie auf die alte Tradition ihrer Kultur verzichtet haben, sie sind Fremdlinge im eigenen Heim geworden, weil sie, von der Mode genarrt, auf die Eigenart verzichten und lieber fremden Stilarten, der fal-

schen Renaissance und Gotik, dem sogenannten „altdeutschen“ Stil und schließlich dem englischen Stil huldigen. Es ist erschreckend, wie ungemütlich und bar aller Gastlichkeit der große heutige Mittelstand wohnt. Man sieht es den Gebrauchsdingen förmlich an, daß nichts an ihrer Erhaltung gelegen ist, daß sie nur gekauft wurden, um benützt und dann weggeworfen zu werden, daß es ihnen niemals zugemutet worden, durch ihre Form von dem persönlichen Geschmack des Besitzers, von seinem Wesen, seinen Wünschen und Leidenschaften etwas auszusagen. Nur noch auf dem Lande und in kleinen Provinzstädten, wo der konservative Sinn der Bewohner mehr an dem Herkömmlichen hängt, kann man in der Häuslichkeit den Niederschlag der allgemeinen und persönlichen Kultur wahrnehmen. Hand in Hand mit der inneren Verödung und Entfremdung geht die Verwahrlosung der Sitten. Das Vergnügen am Tingeltangelwesen und am Kneipenleben ist bei weitem mächtiger geworden als der Sinn für geistige Geselligkeit, welche, von dem Druck der Arbeit entladen, edle Keime und Talente zur Geltung bringen und die Qualen geistig eingengter Menschen lindern soll. Die Wohnräume, in denen wir leben, sind zum guten Teil schuld daran. Sie fesseln unsere Bewegung, weil sie mit unserem Wesen in Widerspruch stehen, sie wollen es nicht zulassen, daß der Freund dem Freund in gehobener Stimmung naht, sie sind nicht gastlich und heimlich, heimatlich genug, die Entfaltung der Gemüthseigenschaften des Menschen und seine edle Freude am Schönen zu fördern und im geselligen Umgang zu verallgemeinern.

Aus den „Zwölf Wiener Elegien“⁶

ICH LIEBE DIE LÄNDLICHEN GASSEN

*Ich liebe die ländlichen Gassen der Vorstadt mit
ihrem bedächtigen Linienschwung,
Wo im Meere der Stille ertrinkt der städtische
Lärm mit seinen verworrenen Lauten;
Ich liebe die Häuser, die alten, verhutzelten, trauten,
mit ihren verschwiegenen Gärten
Hinter den breitspurigen Toren
[...]
Ich liebe die seltsamen Gefühle des Glücks, die solchen
Straßen und Häusern und Stuben entströmen,
Die heimlichen Lieder der stummgeborenen Dinge,
ach, daß Ihr's begreifen möget!
Denn überaus liebe ich alles zeitlich Entfernte,
Vergangenes so gut wie das Künftige,
Erinnerung hier und Hoffnung dort, Eure Gegen-
wart meidend und weit überbrückend!
Das alles liebe ich inniglich
Und liebe es miteinander gar sehr –*

Nur liebe ich nicht den Pöbelgeist von heutzutage
mit seiner gemeinen Gebärde,
Der roh zur Seite stößt und in den Boden stampt,
gefräßig und gierig
Das Edle, das in diesen Tagen schutzlos preisgegeben
ist dem
Nutzwahn, der proletisch birgt in Protzfassaden seine
Seelenwüsten.

STEINE REDEN

[...]
Schon seit jeher, Ihr gelehrten Kommissionen,
Restaurierer, Spekulanten
Die mit Regulierungsplänen und dem Demolierungs-
spaten
Ärger wüten als die Pest, niederreißend und entstellend
Was den Toten, die sich solche Male schufen eignen
Ruhms,
Und den kommenden Geschlechtern mehr gehört
als uns!
Denn kein Opfer ist zu groß Eurer Vernichtungswut,
Weil der Pöbel stets am liebsten wütend
Gegen hohe Kunst sich kehret, ohne Schonung –
Ob in überlegter Dummheit oder Roheit,
Beides kommt auf eins heraus! –
Wenn auch mit dem Schutt des Edlen
Eure Seele mit zur Grube niederfährt.
Dennoch weiß ich, daß Ihr's tut,
Wie Ihr schon so oft getan,
Daß Ihr quer durch heilige Leiber
eure Schienenstränge legt.

AUFERSTEHUNG

[...]
Ich frage euch, ihr neuen Zinspaläste und Bazare,
hochgereckt, aus Glas und Eisen,
Euch, ungefühlten starren Straßenzüge ohne mensch-
lich Ebenmaß,
Wo ist die Poesie der edlen Tore, schöngewölbten
Flure, der Höfe, Gärten und empfunden Räume
Die Wohnlichkeit, die auch in Dürftigkeit den
schlichten Seelenadel einer Dichterstube birgt –
[...]
Behauptet nicht, ich sei ein rückwärts schauender
Prophet
Der nur das Alte preist, bloß weil es alt!
Ich singe die entrückte Seele dieser Stadt, die fort
ins Ewige tönt,
Und reiche über diesen Schutt der Zeit die gold'ne
Kette ihrer Schönheit

Aus der Vergangenheit dem blauen Morgen einer
bess'ren Zukunft dar.
[...].

Aus: „Kitsch als Zeitstil. Kulturgeschichte des Kitsches“⁷

[...] es handelt sich lediglich darum, den Kitschstil als Wesensausdruck unserer Zeit sachlich zu begründen und die Ursachen dieser fürchterlichen Verfallserscheinung, die im einseitigen Materialismus und der seelischen Impotenz liegen, klarzulegen. [...] und schließlich ward das Wort zum Kriterium der ganzen Zeit und ihrer Gesinnung, die mehr auf dieses Äußere, geschäftlich Wertbare, als auf innere, künstlerische oder seelische Werte Gewicht legt. Immer wenn Materialismus vorherrscht, entsteht notwendig Kitsch; ja er ist die angeborene Stilform der materialistischen Weltanschauung und darum keiner Zeit so eigen-
tümlich wie der unsrigen. Er ist der Stil der kapitalistischen Weltordnung, die jetzt erst, im Zeichen des marxistischen Sozialismus, ihre Exzesse feiert. Denn vor allem ist er der Stil der wirtschaftlichen Emporkömmlinge, die ohne angeborenes und entwickeltes Kulturgefühl innerlich auf der Stufe der Barbaren stehen. Gewiß gab es auch in früheren Zeiten, in der Renaissance, im Barock, im Biedermeier Kitsch. Aber er war damals nur der Bodensatz, während er heute Wesensmerkmal ist.

[...] Kitsch lebt von der Wiederholung, von der Imitation, indem er das Faksimile, das Surrogat, das rein technische Nachbild, die Kopie an Stelle des Echten setzt [...].

Es kann nicht geleugnet werden, daß auch der Kitsch seine großen Meister hat in der Architektur, in der Malerei, in der Musik, in der Literatur, in allen Kunstbewegungen der letzten Jahrzehnte einschließlich des Expressionismus. Sie kennen die Psyche der Zeit und des Publikums und beherrschen die Technik des Erfolges. Der Segen der Mitwelt baut ihnen Altäre, der Fluch der Nachwelt reißt sie nieder.

[...]

Aus: „Der Geschmack im Alltag. Ein Buch zur Pflege des Schönen“⁸

VORWORT:

[...] In der Tat müssen wir in dem guten Geschmack eine geistige Kraft erblicken, die das Lebensbild harmonisch bestimmt. Sie erscheint uns höchst wertvoll in einer Zeit, die mit so vielen häßlichen Dingen erfüllt ist und den Kampf gegen diese Häßlichkeit aufgenommen hat.

[...] Der gute Geschmack verpflichtet uns zur Pflege des Schönen. Der Mangel an Schönheit beeinträchtigt unsere Daseinsfreude und unsere Arbeitsfreude, und dieser Mangel ist es, woran die Menschheit leidet. Wir leiden unbewußt

unter der beständigen peinigenden Einwirkung der Häßlichkeit, ob sie sich in den Formen des Kleingerätes, in den Werken der Technik oder der Architektur darbietet.

[...] Am schlimmsten steht es mit den sogenannten Kunstgegenständen, mit all der Ziermacherei an praktischen Gebrauchsdingen [...]. Die Mehrzahl der Menschen hört auf die Vernunft zu gebrauchen, wenn es sich um diese hypnotisierenden Scheinwerte handelt, um die Lächerlichkeiten gewisser Moden, um Produkte, die auf den falschen Schein hin zurecht gemacht sind und keiner Prüfung standhalten, um jene Billigkeit, die unter dem sogenannten vornehmen Anstrich fast durchwegs unechtes Material, schleuderhafte Make und betrügerische Gesinnung deckt.

Was das schlimmste ist, ist die Gewöhnung an die häßlichen und schlechten Dinge haben die Sinne abgestumpft und die Meinung erzeugt, daß der Schund als die Äußerung des Ungeschmackes ein notwendiges Übel sei, das wir nicht abschaffen können. Die ganze Maskerade von Lüge und Heuchelei wirkt verderbend bis in die innere seelische Verfassung und bestimmt nicht nur das äußere Lebensbild, soweit es die Häuser, die Wohnungen und zum Teil die Kleidung betrifft, sondern auch den Verkehr der Menschen untereinander, die Umgangsformen, das geschraubte und gezierte Wesen, die inhaltlosen Förmlichkeiten, die Titelsucht, Unterwürfigkeit und Kriecherei nach der einen Seite, Unmenschlichkeit, Gefühllosigkeit und Unterdrückung nach der anderen. Der gute und der schlechte Geschmack wurzelt in der Gesinnung. „Sag mir, was du liebst oder was dir gefällt, und ich sage dir, was du bist.“ Es kommt nicht so sehr darauf an, was wir denken oder glauben, sondern darauf, was wir tun. Eine Krisis des Geschmackes ist daher zugleich eine moralische Krisis, und wie weit die sittlichen Folgen des schlechten Geschmackes gehen, können wir an den Schäden ermessen, die sich aus der Versessenheit auf unechten Prunk, auf die Geziertheit und Unechtheit, auf die parvenühafte Talmieleganz ergeben, sowie aus den Schunderzeugnissen mit ihren nachteiligen Folgen für die Hersteller wie für die Besitzer. Aus diesem Grunde ist der schlechte Geschmack verabscheuungswürdig, eine Hemmung des Fortschrittes, ein schwerer Rückstand von Barbarei und Unmenschlichkeit und verdient mit allen Mitteln bekämpft zu werden.

MODE UND TRACHT

[...] Die Mode liefert den Geschmack für jedermann. Auch für die Geschmacklosen. Sie uniformiert. Sie lebt für die Masse und von der Masse. Das befestigt ihre Herrschaft, ihre Tyrannei. Jeder will modern sein. Die meisten verzichten gern auf ein bißchen Individualität, wenn sie eine solche haben, und schließen sich der Masse an, der Mode. Man will nicht auffallen, man will nicht absonder-

lich erscheinen, und man fällt am wenigsten auf, wenn man mit der Mode geht. Freilich, das sind die Modernsten, die nicht nach der Mode fragen, sondern selbst bestimmen, was ihnen angemessen ist. Das sind die Rebellen von heute und die Führer von morgen. Doch die Mode kümmert sich nicht um die Persönlichkeit und um ihre Mündigkeitsrechte; sie hebt diese Rechte auf, vergewaltigt, macht unfrei und unselbständig und beglückt ihre Skalven sodann mit ihren gleißenden Gaben.

[...] Die Mode kann ebensowenig wie die Masse sich aus einem Tiefstand erheben und Kultur bekommen, wenn der Anstoß und das Vorbild nicht von der Persönlichkeit ausgeht. Was an Bildungswerten und Geschmacksbegriffen in der Allgemeinheit lebt, sind hervorgebrachte Werte der Persönlichkeit, die Gemeingut geworden sind. Was sich in der Dichtung, in der Kunst und in der Wissenschaft abspielt, geht auch in allen anderen Lebensangelegenheiten der Kultur vor sich. Auch der Tyrannei der Mode gegenüber gibt es nur das eine Mittel, das aufrecht erhält und vorwärts bringt: die Stärkung der persönlichen Kraft, das Selbstprüfen, das Selbstwählen, das Selbstdenken und das Selbstgestalten.

„Manifest zugunsten eines Mozart-Festspielhauses!“⁹

Wer dürfte etwas dagegen haben, wenn es gilt, der Kunst Tempel zu bauen? Wer möchte leugnen, daß wir nicht genug solcher Pflegestätten hoher Kunst haben können, daß wir aber in der Tat deren viel zu wenige haben? Freilich Operettenhäuser, Varietés, Stätten der niederen Lustbarkeit haben wir in Überfülle – bemerken wir aber nicht, daß mit dem Überhandnehmen solcher geschäftlichen Spekulationen auf die niederen Instinkte der Masse mit dem Überwuchern der Scheinkunst Hand in Hand die Verflachung des Geschmacks, die seelische Verarmung des Volkes, die Verwilderung und Verrohung des allgemeinen Ethos geht? Wer könnte bestreiten, daß für dieses hohe Haus der Kunst, das den leuchtenden Namen Mozart auf seiner Stirne trägt, die Stadt Salzburg der gottgewollte Platz ist; diese Stadt, die die Schwelle Österreichs und zugleich die offene Tür nach dem deutschen Süden ist? Hier finden Weltberührungen statt; und wo sich die Menschheit allsommerlich ein Stelldichein zu geben gewohnt war und sich in kommenden friedlichen Zeiten wieder geben wird, ist auch der Ort für die Gastrolle der Künste und deren Sendung an die Menschheit. Der Name Mozart soll mehr bedeuten als eine Pflege des Historischen; Mozart als lebendiger Begriff bedeute, daß unter diesem Zeichen ein Heim für die Kunst der Lebendigen erstehen. Nicht Richtung und Gattung entscheide, sondern innere Kraft und Höhe: das Überwipfelnde. [...].

Josef August Lux
Schriftsteller, Großgmain.

Aus einem Veranstaltungsbericht¹⁰ über die 1919 im Salzburger Mozarteum aufgeführte „Schubertiade“, Uraufführung ebendort im Winter 1916/17. Nach Gastspielen im In- und Ausland erfolgte die 1000. Aufführung in Salzburg 1935. Nach dem Krieg, 1946, erneut im Mozarteum dargeboten: *Stunden schönsten Genießens brachte die Schubertiade, die der Schriftsteller Jos. Aug. Lux im Vereine mit Konzertleiter Ledwinka und der Konzertsängerin Marie Keldorfer veranstaltet hatte. Schon bei den ersten Tönen umschloß Vortragende und Zuhörer das Band seelischer Gleichstimmung, Schubert ward herbeibeschworen. Unirdisch und visionär erklangen aus dem Nebenraume Gesang und Klavierton zu den von Jos. Aug. Lux gesprochenen Worten herzlichster Schubertverehrung.*

Aus dem lyrischen Schaffen¹¹

HOHENSALZBURG

*Seltsame Stunde, die im Widerscheine
Verblich'nen Glanzes aus der Zeiten Gruft
Den Geisterzug entwich'nen Lebens ruft,
Davon ein Echo lebt in jedem Steine,*

*Dass wieder süß betäubend zieht das feine
Arom der Weihrauchwolken durch die Luft,
Vermählt mit leichtem Courtisanen Duft:
Madonnen lächeln in dem Heil'genscheine,*

*So hold verschämt, dass selbst noch in den Steinen
Das Leben athmet jener süßen Frauen,
Von deren Gnadenreichtum fromme Väter*

*Noch träumen in den Gräbern zu St. Peter.
So auf die Gläub'gen lächelnd niederschauen
Madonnen, hold verschämt im Heilgenscheine.*

Aus: „Die heimlichen Lieder der stummen Dinge“

VILLA IN PARSCH¹²

Was machen Sie nur, liebste Freundin, daß mir die bekannten Dinge Ihres Salons immer wieder neu vorkommen, jedenfalls anders und so, als ob ich sie zum erstenmal sähe? Dieses Konsoltischchen am Pfeiler stand nicht hier – oder irre ich mich? Nie ist es mir so aufgefallen. Und gar diese Lichtschirme an den Kerzenleuchtern mit Architekturen und Landschaften, transparent wie auf alten Brunnengläsern, und schwarz-weiß wie auf dem bekannten Schlackenwalder Geschirr – sehr apart! Ich bin neugierig, was ich noch alles entdecken werde, wenn ich nächstens wiederkomme [...] Ich mache dasselbe, was Sie tun, ich ver-

ändere. Die Gewohnheit stumpft bekanntlich ab; um die Einbildungskraft zu beleben, geht man ja auf Reisen; aber das kann ich nicht mehr, also lasse ich meine Sachen reisen, rund um das Zimmer, dabei erlebt man das Alte wieder neu. So geht es uns mit unserem lieben alten Österreich – man muß es immer wieder neu erleben, nicht wahr? Denn nur auf das Erlebnis kommt es an!

Es ist wahr, die Gewohnheit tötet die Einbildungskraft oder die Erlebniskraft – also töte man lieber die Gewohnheit!

WACHSBILDER¹³

„Ich fürchte Ihre Enttäuschung, teurer Freund. Ich bin keine Heilige. Dichter idealisieren gern, davor habe ich Angst. Nehmen Sie mich so, wie ich wirklich bin, nicht so, wie Sie mich haben wollen. Romantiker sehen zu leicht über die Wirklichkeit hinweg; das endet immer tragisch.

Dichter verklären, weil sie die Wirklichkeit zu genau kennen. Glauben Sie, Evelyne, daß ich nicht auch weiß, diese Puppensammlung im Glasschrank ist Wachs, Holz und Flitter?! Und dennoch: Diese Wachsbilder leben ein wundersames unirdisches Leben und sind Geist vom Geiste. Romantik ist das wahre Leben. Aber ich will Sie fortan so betrachten, wie Sie es haben wollen.“

Einige Zeit später.

„Ich bitte inständigst, theurer Freund, stellen Sie mich wieder auf einen Piedestal! Ich war geadelt und heilig, stolz und schön und glaubte an mich, weil sie glaubten. Es war das Dämmste, was ich tun konnte, als ich Sie bat, mich ohne Illusion zu sehen, so wie ich wirklich bin. Ich fühle mich erniedrigt und ertrage es nicht länger – Ich will wieder die sein, die ich früher war in Ihren Augen – “

Aber diese Wachsbilder leben ein wundersames, unirdisches Leben – !

„GRABSCHRIFT“¹⁴

Er hat das Schöne gewollt – – –

Nicht das Nützliche oder Praktische, auch nicht das Moralische oder auch nur Gute, nein, schlechthin nur das Schöne, das alles zusammen ist und noch etwas mehr, oder vielleicht auch etwas ganz anderes.

Und sofort stieg mir aus den fünf Worten die Lebensgeschichte dieses merkwürdigen Mannes empor, die notwendig eine Tragödie sein mußte, ein aussichtsloser Kampf um etwas, das zwar dem Himmel gefällt, aber kein Heimatrecht besitzt in dieser Welt von Nützlichkeitsfanatikern und Gruppenseelen, und am besten unerkannt ein selbstgenügsames verborgenes Dasein führt.

Und ich wußte zugleich, daß ich nichts anderes als meine eigene Grabschrift gelesen hatte.